

Eine Auswahl von Sagen aus Lucherberg

Die Sagen wurden vor dem Ersten Weltkrieg von Heinrich Hoffmann zusammengetragen und aufgezeichnet. Herr Hoffmann war zu dieser Zeit Lehrer in Pier. Zur Zeit der Aufzeichnung bestanden die Tagebaue II (ab 1912, später die Siedlung) und III (ab 1917, später der See) noch nicht; die in den Sagen angegebenen Örtlichkeiten sind heute zum größten Teil nicht mehr vorhanden.

Die Irrlichter im Volksglauben¹

Mündlich von vielen

Einige halten die Irrlichter, die man „Drüggleder“ (*Truglichter*) nennt, für Ausdünstungen aus der Erde. Man glaubte, sie kämen meist aus Sümpfen oder sonstigen Wasserstellen. Andere widersprechen dieser Vorstellung, indem sie darauf hinweisen, daß die Irrlichter nicht immer dem Winde folgen, sondern sich oft gegen den Wind fortbewegen. Sie halten sie für umgehende Seelen, besonders Seelen ungetaufter Kinder. Hier hält man sie für dem Menschen abholde Wesen, die nur darauf ausgehen, nächtliche Wanderer vom Wege abzubringen, ins Wasser zu locken und ins Verderben zu stürzen.

Der Feuermann in Lucherberg

Mündlich von vielen

Die Feuermänner sind ruhelose Seelen, die noch irgendetwas abzubüßen haben. Besonders stellte man sich unter ihnen solche vor, die zu ihren Lebzeiten Grenzsteine zum Nachteil ihrer Nachbarn versetzt und Land abgepflügt hatten. Die Grenzsteinsetzung war in alter Zeit eine hochwichtige Sache und durfte nur in Gegenwart der sieben Schöffen des Gerichts geschehen. Zuerst grub man ein Loch in die Erde, in das jeder Schöffe einen Ziegelstein warf, so dass es ihrer sieben waren. Hierauf versenkte man den Grenzstein, den man „Pohl“ nannte. An den sieben Steinchen konnte man später erkennen, ob der Grenzstein noch an seinem Platze stand. Weil die Grenzsteinsetzung so feierlich geschah, deshalb hielt man Grenzsteinverrückter für schlechte Böewichter, die nach dem Tode als Feuermänner umgehen mussten und nicht eher Ruhe fanden, bis sie den Stein wieder an seine Stelle gebracht hatten.

Grenzsteinfrevler

Mündlich von Frau Hugo Bodden und anderen

Das „Bohnenkämpchen“ links vom Wege von Lucherberg nach der nahegelegenen „Wagemühle“ war früher sehr verrufen. Selbst am hellen Mittage „dog et do net“ (*taugte es da nicht*). Ein Mann, der dort in der Nähe arbeitete, hörte in der Stunde von 12 bis 1 Uhr den jammervollen Ruf: „Wo läg ich heh de Pohl? Wo läg ich heh de Pohl?“ (*Wo lege ich hier den Grenzstein?*), sah aber nichts. Als das Rufen nicht aufhören wollte, antwortete er ärgerlich: „Läge em, wo du em kregge häs“ (*Leg ihn hin, wo du ihm bekommen hast*). Damit verstummte der Ruf.

¹ Auszüge aus: Quartalsblatt II/1984, S.1-8; Geschichtsverein der Gemeinde Inden e.V.

Nachts sah man dort einen Feuermann, vor dem sich alles flüchtete. Er hatte die Gestalt einer großen Flamme und bewegte sich hin und her, als ob er etwas suche; mit einem Male flog er mit Zischen ins Feld auf Vilvenich zu und verschwand.

Man dachte sich unter den „Füemänn“ (*Feuermänner*) Seelen, die noch etwas abzubüßen hätten, besonders Tote, die Grenzpfähle verrückt hatten, um sich einen Streifen Landes vom Nachbargrundstück anzueignen. Sie kommen gerne auf Menschen zu, damit er sie erlöse.

Ein Betrunkener, der von Langerwehe kam, schlug nach dem Feuermann, als er sich ihm genähert hatte. Das ist aber dem Betrunkenen teuer zu stehen gekommen; denn er wurde vom Feuermann derartig zugerichtet, dass er wie zerschlagen am Körper liegen blieb und lange an den Schmerzen zu leiden hatte.

Das Geldfeuer

Mündlich

Im „Bohnenkämpchen“ finden sich noch Trümmer von Gebäulichkeiten, die sich an der Stelle von Alters her erhoben. Nachts soll dort immer ein Feuermann umgegangen sein, und selbst zur Mittagszeit hörte man den Ruf: „Wo setz ich menge Pohl?“

Auch brannte dort zu gewissen Zeiten ein Geldfeuer. Eine Frau aus Lucherberg, die spät abends von Langerwehe kam, sah das Geldfeuer. Es sah wie eine Gasflamme aus. Beflügelten Schrittes eilte sie an der verrufenen Stelle vorbei. Eine alte Frau aber, der sie den Vorfall erzählte, sagte ihr: „Wie leicht hättest du dir da dein Glück machen können! Du brauchtest nur deinen gesegneten Rosenkranz oder sonst etwas Gesegnetes auf das Feuer zu werfen, so war der ganze Schatz dein eigen; denn wer Gesegnetes auf ein Geldfeuer legt, der bannt den Schatz, der in Gestalt eines kleinen Feuers brennt, und kann ihn sich aneignen.“

Kriegsvorbedeutung

Mündlich von Herrn Jakob Büttgen

Zur Zeit einer Wassernot sahen sich früher oft einige Bewohner Lucherbergs genötigt, nachts an der sogenannten „Duckkuhl“, einer ausgemauerten Quelle am Berge, ihr Wasser für den folgenden Tag zu holen. Denn am Tage war für alle nicht genügend Wasser vorhanden. In der Nacht sammelte sich das Wasser an. Der öffentliche Ortsbrunnen bestand damals noch nicht. -Es war um das Jahr 1811-12. Zwischen 12 und 1 Uhr nachts waren zwei Ortsbewohner an der „Duckkuhl“ mit Wasserschöpfen beschäftigt. Da schreckte sie auf einmal ein starkes Knallen, das die ganze Luft erfüllte. Am Himmel jagten kleine und große Kugeln gegeneinander, und es schien, als wenn eine Schlacht im Gange wäre. Die Erscheinung dauerte geraume Zeit. Die Leute standen an der Quelle und schauten erstaunt dem eigenartigen Naturschauspiele zu. „Dies bedeutet Krieg“, sagte einer zum anderen. Und so war es auch. Nicht lange darauf zog Napoleon nach Russland.

Sterbende oder Verstorbene melden sich

Mündlich von vielen aus Lucherberg

Es ist weitverbreiteter Volksglaube, dass Sterbende im Augenblicke ihres Verscheidens oft sich bei ihren Verwandten durch heftiges Klopfen oder sonstiges Getöse melden. Meistens lauten die Erzählungen, die als eigene Erlebnisse geschildert werden, fast übereinstimmend. Die Hausgenossen sitzen zusammen und plötzlich werden sie durch einen heftigen Schlag auf die Tür aufgeschreckt, finden keinen beim

Nachsehen, erhalten aber kurz darauf die Trauerbotschaft, dass im Augenblicke des Klopfens ein lieber Verwandter mit dem Tod angegangen ist. Auch durch sonstiges Getöse kann sich der Sterbende oder Verstorbene „melden“, wie der volkstümliche Ausdruck heißt. [...]

Die ruhelose Seele

Mündlich

Auf den „elf Morgen“ bei Lucherberg erschien oft des Abends ein Feuer, in dem man einen Menschenkopf sah. Ein Mann sah an der betreffenden Stelle am frühen Morgen eine Menschengestalt stehen, die ihren Kopf und beide Arme auf einen Spaten stützte. Das soll eine Seele sein, die bald feurig und bald zum Gehen verurteilt ist, bis sie Erlösung findet.

Die Mauweide

(von E.L. Degen in „Heimatblätter“, 1938, S.1707)²¹

Vor vielen Jahren stand an der Markscheide zwischen Echtz und Lucherberg eine alte, langästige Weide. Zur Maienzeit lockte sie mit ihren Blütenkätzchen die Bienen an. Der Wind schwenkte ihre Zweige in weitem Bogen, gerade so wie bei den durstigen Schwestern dort unten im Tale der Inde. Aber es war eine Mauweide. So hieß sie nach der Erzählung alter Leute, weil in unheimlichen Nächten gar oft die Hexen in Katzengestalt auf den Ästen umhersprangen und ein geisterhaftes Miauen hören ließen. Kein Mensch wusste, wie oft die Lenzsonne neue Knospen aus ihren Zweigen gelockt hatte, und das war in jener dunklen Zeit, da die Menschen dem Hexenglauben verfallen waren. Damals lebte zu Lucherberg ein armer Tagelöhner, der durch Lohschälen sein kärgliches Brot verdiente, das er mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter teilte. Die Tochter aber lernte von ihrer Mutter Spinnen und Weben mit bestem Geschick, und das war ein Glück. Denn eine furchtbare Pest suchte das Land heim, der auch der Tagelöhner und seine Frau zum Opfer fielen. Da stand nun das arme Kind verwaist in der Welt. Es hätte betteln müssen, wenn ihm nicht seine Geschicklichkeit im Spinnen und Weben geholfen hätte. Zwar fand das junge Mädchen bei den Dorfbewohnern wenig Stütze, und so musste es tagtäglich weite Wege machen und bei reichen Bauern bis zum Abenddunkel das Spinnrad drehen und das Schiffchen werfen. Die Dorfleute aber wurden gar eifersüchtig, als die sahen, wie das junge Mädchen ohne fremden Beistand die Not des Lebens zu meistern verstand. Denn so geht es in der Welt: Freunde in der Not gehen 1000 auf ein Lot. Nun traf es sich, dass der junge Graf von Jülich Hochzeit halten wollte. Er ließ im ganzen Land verkünden: „Wer meiner Braut den feinsten Hochzeitsschleier webt, der soll als erste Brautjungfer bei der Hochzeit sein und einen Ehrenplatz beim Festmahl einnehmen.“

Da gab es ein Wettspinnen und ein Wettweben, wie man es noch nie gesehen hatte. Die adeligen Dämmchen des ganzen Jülicher Landes waren einer Einladung zur Hochzeit zwar alle sicher. Aber nur eine konnte die erste Brautjungfer werden, wiewohl weit mehr als hundert dieses Glück so heiß ersehnten. Da surrten die Rädchen in den Kemenaten aller Burgen. Da klapperten die Webstühle auf allen Schlössern. Manches Fräulein, das sich sonst zum Arbeiten zu fein fühlte, lauschte jetzt den Weisungen der Zofe am Spinnrad, zupfte mit Fleiß am Rocken und drehte mit Eifer den Faden. Viele nahmen auch geschickte Mädchen armer Leute zu Hilfe, die sie gar gut bezahlten.

Als das Waisenkind von Lucherberg die Kunde vom Brautschleier vernahm, bot es sich hier und da zur Hilfe an. Da es aber niemand mochte, blieb das fleißige Kind bei seiner alltäglichen Arbeit und kehrte

²¹ Ab hier Auszüge aus: Chronik der Gemeinde Lucherberg, Hrsg: Gemeinde Lucherberg, 1972; S. 144-147

jeden Abend ermüdet in sein ödes Elternhaus zurück. Hier aber begann es von neuem sein emsiges Wirken: „Die Grafentochter soll einen wunderbaren Schleier haben, und davon verstehen die feinen Damen nichts“, so sprach es bei sich, und dann spann und webte es bei trübem Öllämpchen bis in die späte Nacht hinein.

Endlich kam der Tag, da der Graf von Jülich den Brautschleier auswählen wollte. Da begab sich auch die schlichte Tagelöhnerstochter von Lucherberg mit ihrer Arbeit nach Jülich. Zwar fiel es ihr in ihrem ärmlichen Kleid nicht leicht, vom Diener Einlass zu erhalten. Doch weil der Graf den feinsten Schleier und nicht die feinste Dame begehrte, durfte sie eintreten.

Das Mädchen begrüßte den Grafen mit einer linkischen Verbeugung. „So zeige mir deinen Schleier“, befahl der Graf. Da öffnete das Mädchen seine linke Faust, und der Graf gewahrte nur eine Handvoll Gewebtes. „Mit solchem Fetzen soll ich die Braut zum Altare führen?“ grollte der Graf. „Es ist kein Fetzen, Herr Graf“, erklärte das Mädchen, „wenn ihr wissen wollt, wie fein mein Schleier ist, so ziehet ihn durch Euren Ring. Lasst dann eure Braut auf der höchsten Stufe der Terrasse stehen und kleidet sie mit meinem Schleier. Dann werdet Ihr sehen, wie die Pagen auf dem Burghof stehen müssen, das Ende zu halten, und so Ihr auch nur ein Fältchen entdecket, möget Ihr mich von hinten jagen.“

Der Graf folgte den Worten des Mädchens, und so sah er mit großem Staunen die gewaltige Größe des Schleiers, in dem kein Fältchen zu entdecken war, und die Fäden schienen so fein, als seien sie gar nicht aus Seidengespinnst, sondern aus zartem Mondlicht gedreht. Lange konnte der Graf vor Verwunderung kein Wort hervorbringen. Endlich sprach er: „Nicht im Traum hätte ich daran gedacht, dass eine solche Künstlerin in meinem Lande wohnt. Kein Fräulein von Palant oder von Schloßberg, keine Herrin von Obbendorf oder von Müllenarck, keine von Brachelen oder von Rimburg soll erste Brautjungfer werden. Nein, nein, nur die Spinnerin von Lucherberg sei erste Brautjungfer bei meinem Hochzeitsfest!“ Und als das glückliche Mädchen nach wenigen Tagen den Ehrenplatz an der gräflichen Tafel einnahm, da strahlte es in den prächtigen Kleidern, die der Graf ihm geschenkt hatte, wie eine Perle unter den Damen des Jülicher Adels.

Das glänzende Hochzeitsfest ging vorüber. Manches Ritterfräulein konnte es schlecht verschmerzen, von einer Spinnerin geschlagen zu sein. Doch diese wurde von deren Groll nichts gewahr. Umso gefährlicher aber wurde der Neid der Dorfgenossen, der nach der großen Auszeichnung zum gemeinsamen Hass heranwuchs. Sie habe den Schleier mit Hilfe des Teufels gewirkt; sie stehe mit dem Bösen in Gemeinschaft; sie sei eine ganz gefährliche Hexe. Solche und andere schlimmen Reden rief man ihr nach, und die Nachbarin wollte gesehen haben, wie dunkelrotes Licht durch die Laden geleuchtet habe, als das Mädchen um Mitternacht das Spinnrad gedreht hatte. Auch habe man faulen Dunst gewahrt, wie wenn er vom Satan selber käme. Der Graf von Jülich hörte von den übeln Reden. Er nahm die Spinnerin in Schutz und verbot aufs strengste jede Anfeindung gegen sie.

Aber nach einem Jahr wurde dem Grafen ein Kind geboren, das auf beiden Augen blind war. Jetzt loderte der Hass gegen die arme Tagelöhnerin von neuem empor. „Die Hexe ist schuld daran! Sie ist eine Hexe! Die Hexe soll gerichtet werden!“ Man schlepppte sie vor den Dorfrichter, und der hielt es für gut, das arme Geschöpf dem Scheiterhaufen zu überliefern, damit nicht das ganze Dorf oder gar das weite Land unter ihrer Teufelskunst zu leiden haben werde. Unverzüglich band man der Verurteilten die Hände mit einem Strick, an dem sie ein herzloser Bube vor das Tor schleppete. Eine johlende Menge ging fluchend, schimpfend und schmähend hinterher, bewarf die Hilflose mit Unrat und sparte nicht mit Fußtritten. Grausame Weiber trugen Weidenruten und schlugen damit unbarmherzig auf die Unglückliche. Dann wurde das Mädchen an einen Pfahl gebunden, und bald ragte nur noch das Haupthaar aus einem mächtigen Scheiterhaufen hervor, der schnell in lichter Flamme stand. Und als das schmerzliche Jammern des Mädchens zwischen dem Knistern der Lohe vernehmbar wurde, da höhnten die Weiber:

„Hört ihr das Katzenjammern? So schreit die Teufelskatze!“ Zuletzt warfen die Weiber ihre Weidenruten in das niederschlagende Feuer, und dann verließ die herzlose Herde den Richtplatz.

Eine Weidenrute aber war dem Feuer entgangen. Sie schlug Wurzeln und trieb Schösslinge. Als sie zu einem Baum herangewachsen war, befand sich von jenen schlimmen Weibern keines mehr unter den Lebenden. Aber an ihrem Gewissen nagte immer noch der Frevel, und wenn es sie so heftig quälte, dann nahmen sie Katzengestalt an und jammerten in den Ästen der Mauweide noch viel schlimmer als ehemals die arme Spinnerin auf dem Scheiterhaufen.

Die Mauweide

Op de Krüzwäech dooch et nemmes, do hät mi Motte emme vell van verzallt. Do stond onge am Krüzwäech op Äx aan de Wie (Weide), so saate sede „Mauwie“. Ovends geng do keene verbei. Do koome dann die Hexe zusammen vüe ze danze. Die soosche dann us wie Katze on dääte en eenem fott miaue, dröm heeschede die Wie esu. Mäneschmol leefe die Dier eenem, dä da vorbei koom, vüe de Fööß. Wenn e donoe troot, dann veele se all övve em häe on zerkrazede on bessem em. Do koom de Hexe van Äx on Luchem zusammen. [...]

(Übersetzung: Auf dem Kreuzweg taugte es niemals, da hat meine Mutter immer viel von erzählt. Da stand unten am Kreuzweg nach Echz die Weide, sie nannten sie „Mauweide“. Abends ging da keiner vorbei. Dort kamen die Hexen zum Tanzen zusammen. Die sahen dann aus wie Katzen und miauten in einem fort, deshalb hieß die Weide so. Manchmal liefen die Tiere jemandem, der da vorbeikam, vor die Füße. Wenn er danach trat, dann fielen sie alle über ihn her und zerkratzen und bissen ihn. Dort kamen die Hexen von Echz und Luchem zusammen. [...])



Auszug aus der Preuß. Uraufnahme 1836

Die Juffer am Mauweiler Weg

Fröhde, wie de Löck noch selve spenne däte, do hott jeder esu vell Lenge, dat em r alle half Joehr ze wäsche bruchde. De Wäeisch wuet dann jägege des Wagemöll „ob de Bleech“ gebraat vüe ze bleeche. Naats däet dann ene dobei Waach haale, domet nix jeklaut wuet. Op eemol soch ene en wiße Frau an de Wäeisch, do reef e: „Do es ene an ons Wäeisch!“ Se leefe flöck drop zo ävve die Juffer woer noch flöcker am Mauwielewäech verschwonde, e dat m'r et jeseehn hot.

(Übersetzung: Früher, als sie Leute noch selbst gesponnen haben, da hatte jeder so viel Leinen, dass er nur alle halbe Jahre zu waschen brauchte. Die Wäsche wurde dann bei der Waagmühle „auf die Bleiche“ gebracht, um zu bleichen. Nachts hielt dann einer dabei Wache, damit nichts gestohlen wurde. Auf einmal sah einer eine weiße Frau an der Wäsche und er rief; „Da ist einer an unserer Wäsche!“ Sie liefen schnell darauf zu aber die Juffer war noch schneller am Mauweilerweg verschwunden, ehe dass man es gesehen hatte.)
